

BLÄTTER

aus dem

MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Januar 1998

Zu Gast im Max-Samuel-Haus:

Bundestagsabgeordnete Sabine Leutheusser-Schnarrenberger zum Thema
Risse im Rechtsstaat - Wohin treibt die Bundesrepublik?

Plädoyer für die Grundrechte des Bürgers und der Minderheiten

Ja - die Antwort auf die Frage nach Rissen im Rechtsstaat nahm Bundesjustizministerin a.D. Sabine Leutheusser-Schnarrenberger (F.D.P.) in ihrem Vortrag gleich vorweg und fand einen aufschlußreichen Vergleich mit Haarrissen im Bau - fein, fast unsichtbar, doch deshalb tückisch, weil sie bei Belastungen zu plötzlichem Versagen des gesamten Bauwerks führen könnten.

Die institutionelle Zusammensetzung der Veranstalter (neben der Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur die Juristische Fakultät und das Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften der Universität sowie der Anwaltsverein) brachte es mit sich, daß das Publikum im vollbesetzten, mit zusätzlichen Stühlen und sogar Stehplätzen ergänzten Saal des Max-Samuel-Hauses unterschiedliche Erwartungen hegte. Manche Feinheiten in der fundierten Argumentation der Juristin konnten sicher nur Fachleute umfassend einordnen, aber ihr außerordentlich engagierter Vortrag ließ auch Laien Zusammenhänge und Hintergründe erkennen, die im politischen Alltag meist verdeckt bleiben.

Die Referentin konstatierte rechtspolitische Gefährdungen durch den Vorrang parteipolitischer Interessenlagen, durch Kritik an Entscheidungen des Bundesverfassungs-

gerichts, durch Versuche zur Instrumentalisierung: Der Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, aufgrund der vorrangigen Religionsfreiheit dürfe der Staat Kruzifixe an staatlichen Schulen nicht vorschreiben, folgte eine massive Kritik von Kirche und Politik in Bayern. Die Entscheidung, die Meinungsfreiheit habe (unter bestimmten Vorgaben) bei friedlichen Sitzblockaden den Vorrang gegenüber der Bewegungsfreiheit des Bürgers, stieß aus politischen Gründen auf Kritik. Ebenso der Vorrang der Meinungsäußerung bei der Entscheidung gegen einen besonderen soldatischen Ehrenschatz in der Debatte um die Aussage „Soldaten sind Mörder“.

In diesen Abwägungsentscheidungen habe das Bundesverfassungsgericht der Abwehrfunktion der Grundrechte den Vorrang gegeben: der einzelne Bürger bzw. Minderheiten sollen geschützt werden vor staatlichem Eingriff. Die Politik dagegen dränge auf die Priorität der zweiten Funktion der Grundrechte: den Schutzanspruch des Bürgers durch den Staat. Eindeutig sei der Doppelcharakter der Grundrechte notwendig und zu bejahen, — betonte — Sabine — Leutheusser-Schnarrenberger, doch wenn nicht der Abwehrcharakter die primäre Funktion bliebe, könne es unter dem Deckmantel des staatlichen Schutzes zur Reduzierung der

Grundrechte kommen: Bei den möglichen Eingriffen in die Privatsphäre jedes Bürgers durch den gegen die organisierte Kriminalität geplanten „Großen Lauschangriff“ handle es sich um Gefährdungen grundsätzlicher Art - unter dem Aspekt der Effektivität gäbe es schließlich auch keine Begründung für den Schutz von Berufsgeheimnissen bei Ärzten, Pfarrern, Anwälten. (Außerdem müsse das gesamte Spektrum der Kriminalität berücksichtigt, z.B. bei der Jugendkriminalität nach den Ursachen gesucht werden.) Durch den Angriff auf den Schutz der Wohnung, die Unantastbarkeit der Menschenwürde beschleunige sich die Tendenz zum autoritären Schutzstaat, die Grundrechte würden schließlich vom Staat bestimmt werden, ihre minderheitsschützende Funktion ginge verloren, die Konsequenz wäre eine Mehrheitsdespotie statt Demokratie.

Nachdrücklichst warnte die Politikerin davor, die Stimmung zu schüren, der Bürger verlange den starken Staat und das Gebot der

Stunde sei deshalb Schutz durch, nicht vor dem Staat.

Durch Vortrag und Antworten auf Fragen des Publikums kamen weitere Probleme zur Sprache wie Demokratiedefizite in geeinten Europa, Widerspruch zwischen Gewissensfreiheit und Fraktionszwang der Abgeordneten, Koalition CDU/CSU und FDP (für die Referentin „keine Liebesheirat“). Wenn auch (in diesem Hause seltsamerweise) die Asyldebatte wie die Staatsbürgerschaftsfrage kaum eine Rolle spielte, betraf die Problematik die ureigensten Anliegen der Begegnungsstätte. Befragt nach dem Schutz von Menschen jüdischen Glaubens unterstrich Sabine Leutheusser-Schnarrenberger das Problem der Opferentschädigung für früher erlittenes Unrecht, wandte sich aber ganz entschieden gegen einen Sonderstatus, der Juden als ethnische oder religiöse Minderheit behandle, und plädierte für deren selbstverständliche Anerkennung als gleichberechtigte Teile der Gesellschaft.

Partnerschaft mit Germanisten

Fragen an **Dr. Hella Ehlers**,

wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Germanistik der Universität Rostock

Mit welchen Intentionen kommen Sie zu den Veranstaltungen in das Max-Samuel-Haus? Werden Ihre Erwartungen erfüllt?

Existenz und Tätigkeit des Max-Samuel-Hauses sind mir erst bekannt geworden, nachdem ich mich im Lehrangebot für Studenten des Hauptstudiums entschieden hatte, das Thema „Juden in der deutschen Literatur“ aufzusuchen. Der Gegenstand hat mich interessiert, und ich wollte ihn gemeinsam mit Studenten entdecken. Eher zufällig war die Entdeckung des Max-Samuel-Hauses. Meine Erwartungen waren wohl unspezifisch. Ich suchte sachliche Hilfe und wohl auch ideelle, weil das Gebiet, in das ich mich begeben hatte, „Neuland“ bedeutete. Ich hoffte auch, auf Quellen zu stoßen, die in der Universitätsbibliothek nicht zugänglich waren. Also: „Eigennutz“ zum Nutzen der Erweiterung des universitären Lehrangebots.

Ich denke, daß sich die Erfüllung meiner Erwartungen in Abhängigkeit bewegt zur eigenen Aktivität. Ich erfahre die Mitarbeiter des Hauses als sehr kooperativ und interessiert am studentischen Publikum. Mit den Studenten habe ich z.B. die Ausstellung zur Geschichte der Rostocker Juden (begleitender Vortrag von Frank Schröder) besucht oder eine Seminarsitzung in das Max-Samuel-Haus „verlegt“ (Veranstaltung mit Dirschauer zu den Tagebüchern von V. Klemperer).

Ist jüdisch-deutsche Literatur in den Lehrkonzepten der Rostocker Germanistik vorgesehen oder ist dieser spezielle Teil der Literaturgeschichte Ihrer eigenen Entscheidung überlassen?

Die Orientierung auf „jüdische“ Themen und Schriftsteller in der Geschichte der deutschen

Literatur resultiert eigentlich aus der Entscheidung für Fragestellungen, die zuvor keine Beachtung fanden und einer Entdeckung bedurften. Die Kenntnis des „Anderen“ erscheint mir als nützliche Spiegelung der eigenen geschichtlichen Prägungen. Die Sprache des Antijudaismus/Antisemitismus in der Literatur, das Bild des Juden, das „Jüdische“ in der Literatur (als Autorschaft, als Gegenstand und Motiv, als Weltansicht) ist ein Phänomen, ohne das die deutsche Literatur nicht zu denken ist.

Neben der Lehrtätigkeit habe ich mich in jüngster Zeit der Untersuchung der deutschen jüdischen Autobiografie von Schriftstellern im 20. Jahrhundert zugewandt im Rahmen eines Forschungsprojekts zu Fragen der Darstellung von Zeitgeschichte in der deutschen Literatur.

Mit welchen Epochen, Autoren, Werken, Phänomenen befassen Sie sich in den Seminaren? Welche Bezüge zum Max-Samuel-Haus gibt es dabei?

Der literaturgeschichtliche Bogen reicht vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Gegenstand ist die deutsche jüdische Autobiografie; das „Shylock“-Motiv; die Aufnahme des Jud-Süss-Stoffes in der deutschen Literatur; Zusammenhang und Widerspruch von Aufklärung und „bürgerlicher Gleichstellung“ der Juden im 18./19. Jahrhundert; die Bedeutung der jüdischen literarischen Salons in Berlin; das (antisemitisch geprägte) Bild des Juden bei einem Teil der Romantiker, bei G. Freytag, W. Raabe, W. Busch; Juden und Judentum bei A. Zweig, L. Feuchtwanger; Heine als deutscher jüdischer Schriftsteller; literarische Darstellung jüdischer Lebenserfahrung nach der Shoah z.B. bei Koeppen, Frisch, Fühmann, J. Becker, G. Hofmann, Hilsenrath.

Im Sommersemester 98 wird es am Beispiel von A. Zweig und E. Lasker-Schüler um Schriftsteller, Literatur und das Verhältnis zum „Judenstaat“ gehen. Diese Lehrveranstaltung mündet in ein Wochenendseminar im Juni, zu dem sowohl Studenten als auch Wissenschaftler Beiträge leisten werden. Mit diesem Projekt soll die bereits in kleinerem Maße begonnene Kooperation mit dem Max-Samuel-Haus eine anspruchsvollere

Fortsetzung finden. Für das Wintersemester 98 plane ich eine Veranstaltung, bei der es um Juden in der Kulturgeschichte Mecklenburgs gehen wird. Da ist Partnerschaft sehr gut denkbar und auch bereits angedacht.

Wie ist die Resonanz der Studenten auf diese Angebote in der Universität und auf relevante Veranstaltungen im Max-Samuel-Haus?

Die Studenten zeigen sowohl Interesse an allgemeiner Information über jüdische Geschichte und Kultur als auch deren Aufnahme durch die Literatur bei zugegebenen mäßigen bis keinen Vorkenntnissen. Der literaturgeschichtliche Aspekt wird von einer Reihe Studenten auch als Thema bei den Examensprüfungen gewählt. Ich erfahre allerdings immer wieder totale Unkenntnis über die Existenz des Max-Samuel-Hauses. Das bedeutet: ich verbreite die Nachricht immer wieder von neuem, ich habe aber den Eindruck, daß es von mir abhängt, ob die Studenten auf die Arbeit der Begegnungsstätte aufmerksam werden. Natürlich ist in diesem Punkt mit meiner Beharrlichkeit zu rechnen. Seit dem Wintersemester 97 nutzen meine Studenten die Bibliothek des Max-Samuel-Hauses; für die laufende Lehrveranstaltung haben wir mit Hilfe der Bibliothekarin erstmals einen Handapparat bereitgestellt, der meines Wissens von den Studenten angenommen wird. Die räumlichen Arbeitsbedingungen sind sehr gut, die Öffnungszeiten harmonisieren nicht so gut mit dem Studienbetrieb. Dennoch: es ist ein erster, guter Anfang gemacht, den Studenten das Haus in stärkerem Maße zu öffnen. Auch für Examensarbeiten zu entsprechender Thematik nutzen Studenten diese Bibliothek.

Aus meiner bisherigen „Zeugenschaft“ verfolgen die Veranstalter im Max-Samuel-Haus zwei Linien, die gelegentlich zusammenfallen: Wissenschaftlichkeit und Übermittlung individueller Erfahrungswerte durch die jeweils Vortragenden, was m.E. die „Merkfähigkeit“ für das Erfahrene befördert. Die Werbung/öffentliche Information des Max-Samuel-Hauses sollte m.E. in dem Bereich, den ich überblicke, gezielter und kontinuierlicher sein.

Zu unserem Hochzeitstage - ein langes und doch kurzweiliges halbes Jahr - wünsche ich Dir und auch mir das Schönste, was es geben kann. Vor allem - eine glückliche Zukunft! Dazu gehört ein bißchen Geld, eine nette Wohnung und nette Freunde. (...) Was kann uns schon passieren, nicht wahr?! Bei unserer Liebe! Und was wollen wir mehr! Ich liebe Dich unendlich und gehe nicht von Dir,

Deine Aimée
(Brief von Lilly, 2. September 1943)

Das kurze Leben
der Jüdin Felice Schragenheim

Ein Augenblick richtiges Leben im falschen?

Zwei junge Frauen an einem Hochsommertag an der Havel. Sie sind barfuß, tragen Strandkleidung und Schmuck. Auf einem Foto sehen sie in die Kamera, auf einem anderen küssen sie sich auf den Mund. Eine Liebesbeziehung der nicht ganz gewöhnlichen Art ist zu erahnen. Was heute noch vielen befremdlich erscheint - zur Zeit der Fotoaufnahmen war lesbische Liebe ein ungleich größeres Wagnis. Der Badeausflug fand im August 1944 statt - zu der Zeit sollte die deutsche Frau noch Söhne gebären für Führer und Vaterland.

Lilly, die etwas schüchterner wirkende der beiden, war Mutter von vier Jungen, ihr Ehemann war Soldat. Nach der Begegnung mit Felice hatte sie sich scheiden lassen. Erscheint die Beziehung der beiden Frauen schon in diesem Zusammenhang doppelt ungewöhnlich, so wird sie noch außerordentlicher durch die Lebensumstände der aus gutbürgerlichem Hause stammenden, selbstbewußt auftretenden Felice: Sie ist Jüdin und als "U-Boot" in Berlin untergetaucht.

Erica Fischer hat 1994 in ihrem Buch *Aimée & Jaguar* (wie Lilly und Felice sich nannten) ausführlich, einfühlsam und ohne Widersprüche auszusparen nach gründlichen Recherchen und eingehenden Geprächen mit Lilly über das Schicksal der beiden Frauen berichtet. Ihr Buch enthält einen Anhang mit Fotos und Dokumenten, die auch zu einer Ausstellung des Deutschen Volkshochschul-Verbandes gehörten, die das

Max-Samuel-Haus im Spätsommer 97 zeigte und der mehr Besucher zu wünschen gewesen wären. Sicher hatten die Gestalter der Wanderausstellung keine originäre Idee für die Präsentation, griffen dafür teilweise auf banale Versatzstücke aus der Werbebranche zurück. Aber die hervorragend reproduzierten Briefe, Gedichte, Tagebücher der Frauen, die Dokumente, Akten und Fotos waren von so großem eigenem Wert, daß der Besucher tief betroffen wurde vom Schicksal der Jüdin Felice Schragenheim und ihrer "arischen" Gefährtin Lilly Wust.

Jener Augusttag kippte vom hellen, warmen Sonnenschein in schwärzeste, kälteste Nacht: Die Gestapo erwartet Felice bei ihrer Rückkehr von der Fahrradtour. Sie wird verhaftet, deportiert und stirbt wahrscheinlich auf dem Todesmarsch nach Bergen-Belsen Anfang 1945. Lilly versucht, sie zu finden, ihr zu helfen, aber sie verliert ihre Spur.

Ist es ein Widerspruch, daß sich das Schicksal von sechs Millionen Juden nur erschließt über solche Einzelschicksale - obwohl doch gerade der systematische Massenmord das Ungeheuerliche, aber wohl nicht Faßbare ist? Uns bleiben einzelne Spuren der Opfer: das Tagebuch der Anne Frank, das Foto von Perle und Ruth Zuckermann, die Briefe der Felice Schragenheim.

Und eine weitere Frage taucht auf aus jenem fernen Augusttag: Wir wissen nicht, was im Innern der beiden Frauen vorging, welche Ängste durch Lächeln und Küsse verborgen werden. Fotos können täuschen. Aber ist da nicht eine Spur Glück zu erkennen, ein Hauch Frieden in der Zeit des Krieges, der Bomben über Berlin, des Todes in den Konzentrationslagern? Ein Stück richtiges Leben im falschen? Überliefern uns Felice und Lilly ihren jugendlichen Lebenswillen, ihren speziellen Glücksanspruch trotz der Bedrohung, die wenige Stunden später ihren tödlichen Lauf nimmt? Wird nicht auch trotz Katastrophe gelacht, geliebt, gelebt? Paradox und Hoffnung menschlicher Existenz.

*- ich danke Dir tausend Mal für alles, und denke immer an mich. Die Sachen kann ich so gut gebrauchen, weil ich doch immer draußen bin, und hier ist schon 15 Grad Kälte. Man kann ja so viel, man glaubt es ja nicht, auch ohne Teddymantel und lange Hose. Ich liebe Dich sehr. Dir, den Eltern und den Jungs alles Liebe.
Küsse, Küsse, Küsse vom*

Jaguar
(Letzte Zeilen von Felice aus dem KZ
Groß-Rosen, 26. Dezember 1944)

14. Mai 1942

Zwei Jungen, wohl zwölf und sechs, nicht proletarisch, kommen mir auf engem Bürgersteig entgegen. Der ältere schleudert den kleinen Bruder beim Passieren rangeind gegen mich und ruft: „Jude!“ - Es wird immer schwerer, all diese Schmach zu ertragen. Und immer die Angst vor der Gestapo, das Verstecken und Fortschaffen der Manuskripte, des unbeschriebenen Papiers, das eilige Vernichten aller Korrespondenz... Die Widerstandskraft läßt täglich nach, und die Herzbeschwerden wachsen täglich.-(...) Das Schlimmste ist die Unmöglichkeit systematischen Arbeitens. Bloß „Bildungslektüre“.

Johannes Dirschauer über Victor Klemperers Tagebücher

Faszinierender Klemperer

„Neben dem Tagebuch der Anne Frank das bedeutendste Werk, das sich aus jener finsternen Epoche erhalten hat“, schrieb DIE ZEIT über Victor Klemperers *Tagebücher 1933 -1945 / Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*. Daß die beiden dicken Bände tatsächlich in den Mittelpunkt öffentlicher Aufmerksamkeit rückten, ist nicht zuletzt auf die positive Benotung durch das „Literarische Quartett“ zurückzuführen - Bestseller entstehen nicht von selbst, sie werden gemacht. Aber was ist es nun wirklich, was die Leser in den Bann der vielen hundert Seiten zieht? Dieser Frage ging mit genauer Untersuchung und behutsamer Wertung der Psychologin Dr. Johannes Dirschauer nach, der in einer gemeinsamen Veranstaltung des Max-Samuel-Hauses mit der Mecklenburgischen Evangelischen Akademie sein Buch *Tagebücher gegen den Untergang. Zur Faszination Victor Klemperers* vorstellte.

Klemperer, 1881 als Rabbinersohn geboren, 1960 als DDR-Professor gestorben, in ständiger Spannung zwischen Assimilation und Judentum, überlebte die Nazizeit durch die Ehe mit einer Nichtjüdin. Unter Todesgefahr schrieb er mit absoluter sprachlicher und gedanklicher Klarheit seine einzigartigen Tagebücher, schilderte er akribisch den Alltag aus unmittelbarem Erleben, bannte Schrecken und Bedrohung in eine Form, entwickelte damit einen Abwehrmechanismus, eine Art Rettung vor der Verzweiflung - Erinnerung und Distanz zugleich. Er nennt nicht nur die Fakten und Ereignisse, auch die Täter und die Opfer, die Mitläufer und die Hilfsbereiten beim Namen. Schon hier die erste Frage: Durfte er das? Was wäre geschehen, wenn die Gestapo seine Tagebücher gefunden hätte? Bei aller Angst blieb immer die Hoffnung, einst Zeugnis abzulegen, und damit die innere Pflicht, alles zu benennen, ohne Schere im Kopf. (Dirschauer verwies hier auf das Alte Testament mit Namen und Herkunft der Personen.) Die heutigen Leser rezipieren seine Aufzeichnungen auf ihre eigene Weise. Dabei gibt

es Unterschiede: der Generationen (Zeitgenossen oder Nachgeborene), der Herkunft Ost (wo Klemperer durch sein *LTI - Sprache des Dritten Reiches* ein Begriff war) oder West (wo er, weitgehend unbekannt, über Nacht berühmt wurde), aber auch der individuellen Prägung. Vortrag und Gespräch warfen Fragen und Positionen auf:

Ist Klemperers Wirkung auf uns Heutige ein Zeichen für die Ängste in unseren Tagen, für eine Flucht aus schwer erträglicher Gegenwart in eine fast mythische Vergangenheit? Wirft uns das scheinbare Ende der großen Utopien auf die Bewältigung des Alltags zurück? Ist es Klemperers Situation zwischen den Stühlen, die ihn uns nahebringt? Ergänzt er unsere grundsätzlich geklärte Sicht auf den Faschismus lediglich durch konkrete Details? Oder verunsichert er uns in der Frage, wie sich Menschen in gesellschaftlichen Umbrüchen verhalten? Ist er für eine „softe Vergangenheitsbewältigung“ zu gebrauchen, weil er sich heute unbequemer politischer Einschätzungen enthält? Oder war er als „staatsnaher“ Professor, unkritisch gegenüber Stalin und der Sowjetunion, ein „Vorzeigjude“ der DDR? (Die angekündigten Tagebücher aus der DDR-Zeit lassen gespannt sein.)

Der Abend regte das Publikum an, die eigenen - vielfältigen - Familienerfahrungen ins Spiel zu bringen, die eigenen - unterschiedlichen - Standorte zu definieren. In der Diskussion gab es teilweise erhebliche Meinungsverschiedenheiten, doch der Umgang mit DDR-Geschichte und Andersdenkenden erschien entspannter, unverkrampfter im Vergleich zu den Nachwendejahren. Es eröffneten sich viele Wege zu Klemperer, der letztlich nie ganz zu fassen ist - ein Rest Geheimnis bleibt bei dem Versuch, seine Faszination zu ergründen.

Der Abend wurde ergänzt durch Manfred Keiper (die andere Buchhandlung), der sämtliche bisher erschienenen Texte von Klemperer anbot.

„Ich war ich und doch mitten im Strom“

Es war ein stiller, fast karger Abend. Der Vortrag des Autors wirkte bedächtig, beinahe umständlich, seine für die Lesung ausgewählten Texte wie die Schilderung der großmütterlichen Kindheitserlebnisse erschienen bisweilen unscheinbar. Das Publikum hörte aufmerksam zu, stellte anschließend nur sparsame Fragen, die der Autor wiederum zurückhaltend beantwortete. Doch der Wunsch, das Buch zu erwerben und vom Autor signieren zu lassen, zeigte das erweckte Interesse an. Außer dem Gefühl der Sympathie für den Gast, der bereits zum dritten Mal ins Max-Samuel-Haus gekommen war, diesmal in einer Gemeinschaftsveranstaltung mit dem Literaturhaus Kuhtor, war da eine unbestimmte Erwartung, eine innere Spannung, die vielleicht auch durch den Buchtitel hervorgerufen wurde: *Erkönigs Reich. Die Geschichte einer Täuschung*. Erkönigs Reich - das assoziiert außer Täuschung und Nebel auch Phantasie und Traum, Angst und Tod.

Peter Finkelgruen über sein Leben

Die Lektüre des Buches übertrifft alle Erwartungen, beantwortet so viele Fragen, die man dem Autor vielleicht aus Scheu vor unangemessener Neugier nicht stellen mochte. Peter Finkelgruen gehört zu den Zeitgenossen, in deren Schicksal Persönliches und Historisches in besonders prägnanter Weise zusammentreffen. Seine Familiengeschichte in all ihren z.T. verwickelten Verästelungen scheint alle literarischen Fiktionen in den Schatten zu stellen. Der Satz aus einer Shanghaier Straßenszene „Ich war ich und doch mitten im Strom“ kann für das ganze Buch/Leben stehen.

Finkelgruen, dessen jüdischer Vater im Exil verstarb, wurde im Getto von Shanghai geboren und sowohl katholisch als auch evangelisch getauft, war nach dem Krieg Junger Pionier in Prag, lebte nach dem Tod der Mutter in einem israelischen Kibbuz und kam dann mit der Siebenbürger Großmutter nach Deutschland. Als er mit 50 versuchte,

seinem Leben auf die Spur zu kommen, die Fakten, Umstände, Menschen hinter dem Schleier der halben Wahrheiten, Ahnungen und Täuschungen zu finden, stieß er auf den Mörder Anton Malloth, der den Großvater Martin Finkelgrün umgebracht hatte. Diese Geschichte, die er in *Haus Deutschland oder Die Geschichte eines ungesühnten Mordes* aufgeschrieben hat und die der bekannte israelische Autor Joshua Sobol in dem Stück *Schöner Toni* auf die Bühne brachte, bleibt nach wie vor eine Belastung, eine Bedrohung für Finkelgruen. Daß der Mörder unangefochten in München leben kann, ist auch ein wesentlicher Grund dafür, warum der Enkel des Opfers sich in Deutschland nicht zu Hause fühlt. Aber auch der israelische Paß gibt ihm keine innere Zugehörigkeit: In Israel gilt er als Sohn einer nichtjüdischen Mutter nicht als Jude. Seine dritte Staatsbürgerschaft schließlich, die tschechische, läßt ihn als Teil der deutschen Minderheit ebenfalls am Rande stehen.

In seinem zweiten Buch dringt er weiter vor in die Geschichte der Familie, zu der neben Opfern auch ein SS-Mann gehörte. Nie hatte die Großmutter, die das KZ überlebte, über diesen Sohn gesprochen, der nach dem Krieg in der Tschechoslowakei erschossen wurde. Beharrlich geht Finkelgruen den Spuren nach, berührt dabei auch Schicksale außerhalb der Familie, gewährt Blicke in die Geschichte und die Welt bis in intimste Beziehungen. Er komponiert ein Geflecht von Erlebnissen, Erinnerungen und Nachforschungen, macht dabei Brüche und Leerstellen sichtbar und führt seinen vollkommen uneitlen Lebensbericht zu einem unvergleichlichen Schlußpunkt: Das Buch endet mit einer wunderbaren Erinnerung an eine warme Sommerregendusche, die das Kind allein mit der lachenden Mutter auf dem Dach ihrer Flüchtlingsbehausung ohne Bad erlebte - nackt und glücklich. Allein diese Seite wäre das Buch wert. Es ist im Buchhandel erhältlich und im Max-Samuel-Haus ausleihbar.

Dietrich Schubert hat die autobiografische Reise unter dem Titel *Unterwegs als sicherer Ort* verfilmt.

Zu einem „Kammer-Experiment“ luden Mecklenburgische Evangelische Akademie, Institut für Musikwissenschaft und Stiftung Begegnungsstätte für jüdische Geschichte und Kultur:

INTERPRETATIONEN

nannten Dr. Fred Mahlborg (Mecklenburgische Evangelische Akademie) und Dr. Hartmut Möller (Institut für Musikwissenschaft) ihren Versuch, Gedichte von Paul Celan und zeitgenössische Musik in Beziehung zu setzen. Sie begnügten sich dabei nicht mit der bekannten Verbindung von Musik und Dichtung, wie sie aus entsprechenden Mischprogrammen bekannt ist, sondern sie wollten die Werke über die getrennte Interpretation schließlich zu einer Art Synthese, gegenseitiger Durchdringung, gesteigerter Wirkung gelangen lassen.

Paul Celans Gedicht *Schwarze Flocken* (1943) stand am 1. Abend neben *Different Trains* (für Streichquartett und Tonband) des jungen amerikanischen Komponisten Steve Reich. Die

KORRESPONDENZEN

der 2. Folge wurden gebildet durch *Die Pole* (1969) und *Drei Klavierstücke* des jungen Schweizer Komponisten René Wohlhauser.

Wie Generation, Biografie und künstlerischer Ausdruck des Dichters und der beiden Komponisten war auch der Ansatz der beiden Interpreten unterschiedlich. Fred Mahlborg nutzte die Dichter-Biografie und die Geschichte, um Celans Gedichte zu entschlüsseln: das Schicksal der ostjüdischen Familie, die Ermordung der Eltern durch die Nazis, die letztlich als unerträglich empfundene, durch Selbstmord beendete Situation des Sohnes als Überlebender des Holocaust, seine widerspruchsvolle Beziehung zum Judentum und zu Israel. Dominierten hier die

EMOTIONEN

durch die Leidensgeschichte, blieb die Analyse der literarischen Struktur, des sprachlichen Materials eher am Rande, stand bei Hartmut Möller die Struktur der Musik im Zentrum. Bei *Different Trains* gab es noch inhaltliche Parallelen, da Reich die Deportation der Juden thematisierte und mit Sprachfetzen von Zeitzeugenaussagen authentisches Tonmaterial verwendete, das

nicht nur klangstrukturelle Effekte, sondern - um die Herkunft wissend - vor allem eine enorme emotionale Kraft aufwies. Die

STRUKTUREN

waren dann bestimmend für die *Klavierstücke*. Hier handelte es sich um „reine“ Musik, eine komplizierte, fast mathematische Konstruktion von Klängen ohne literarische Thematik, mit lediglich sehr allgemeinen Ausdrucksbestimmungen (eigen-sinnig, widerspenstig, versonnen u.a.).

Die Zuhörer akzeptierten die sich den Gegenständen sensibel nähernden Interpretationshilfen, äußerten aber teilweise extreme Unterschiede im eigenen Bewerten der angestrebten Beziehung von Text und Musik, die letztlich jeder für sich selbst herstellte.

Für einen Teil des Publikums ergab sich zum Schluß eine ganz erstaunliche, strukturell-emotionale spannungsvolle Einheit zwischen Wohlhausers zunächst befremdlicher Musik und Celans anfangs schwer zugänglichem Gedicht. Anderen Zuhörern erschien trotz sich überlagernder Thematik, deutschsprachiger Dichtung und englischen Tonband-ausschnitten die Verbindung von *Trains* und *Flocken* stärker - insgesamt ein Ergebnis, das genauso verblüffend wie normal ist, wenn man es mit Kunst zu tun hat.

Im weiteren Sinne gehörte zu diesem Experiment die gleichfalls gemeinsam mit dem Max-Samuel-Haus durchgeführte Güstrower Tagung der Mecklenburgischen Evangelischen Akademie unter dem Thema „Der Schrecken - das Ende oder das Thema der Kunst?“ zu Texten von Peter Weiss und Paul Celan, Musik von Luigi Nono und Hanns Eisler sowie zu Steven Spielbergs Film *Schindlers Liste*.

Die Interpretationen finden ihren Abschluß am 20. Januar mit Paul Celans *Tenebrae* und Adriana Hölszkys *Miserere* für Akkordeon. Aber vielleicht gibt es ja auch eine Fortsetzung mit Texten von Johannes Bobrowski und Erich Fried.

Sie kommen aus dem Norden Rußlands und dem Süden der Ukraine, Männer und Frauen, Junge und Alte, Sanfte und Kühne, nun in Rostock vereint unter dem Dach der Gemeinde, wo sie, in einer zunächst doch fremden Welt, in Freundschaft und Zuwendung gemeinsam leben - so heißt es sinngemäß in ihrer russischsprachigen Hymne, die die Mitglieder der Rostocker Jüdischen Gemeinde anlässlich deren fünfjährigen Bestehens sangen. Aus diesem Anlaß gaben sie sich in ihrem Gemeindezentrum ein Fest: sie musizierten und dichteten, tanzten und sangen, turnten und spielten füreinander. Das Programm gab Einblicke in die verschiedenen Interessengruppen, die meist innerhalb des im letzten Jahr gegründeten Kulturzentrums Schamaim (hebräisch für Himmel) arbeiten.

Jüdische Gemeinde zu Rostock feierte ihr fünfjähriges Bestehen

Mehr als 400 „Kontingentsflüchtlinge“ aus der ehemaligen Sowjetunion leben in Rostock, 231 von ihnen gehören der Jüdischen Gemeinde an. Diese versucht, (z.B. durch die Sonntagsschule für Kinder, Schabbat-Feiern mit einem Religionslehrer) die weitgehend unbekanntere jüdische Welt, Religion, Tradition, hebräische Sprache allmählich zu erschließen sowie den Mitgliedern die Integration in Deutschland mit dem Hauptproblem der Sprachbeherrschung (durch Sprachzirkel für Anfänger und Fortgeschrittene) zu erleichtern; aber auch kulturelle Linien fortzusetzen, die man aus dem bisherigen Leben kannte. Die von einem Regisseur geleitete Theatergruppe brachte bereits die zweite Inszenierung heraus, in Sportgruppen betreiben Kinder unter Anleitung von mehrfachen Medaillengewinnern Volleyball und Fechten, es gibt ein u.a. Yoga-Studio, eine Bibliothek, ein umfangreiches Programm des Veteranenklubs, Disko für die Jugend, einen Poetenklub der dichtenden Gemeindeglieder, Musikabende, gemeinsame Reisen zu Konzerten und Sehenswürdigkeiten im In- und Ausland.

Die Gemeinde wächst weiter, die Zahl der Neuankömmlinge übertrifft die der Wegziehenden, die im Westen eine Arbeit zu finden hoffen. „Was wir am nötigsten brauchen“, sagt Igor Jesernitzki, Vorstandsmitglied der Jüdischen Gemeinde, mit Hinweis auf ausländerfeindliche Ausschreitungen zum Jahreswechsel in einem Wohnheim im nordwestlichen Neubaugebiet, „ist Ruhe und Frieden für unser Leben.“

Die nächsten Veranstaltungen des Max-Samuel-Hauses:

15. Januar, 19.30 Uhr

Klassik - Klezmer - Klarinette

Konzert mit Alexander Feinstein

Der aus Rußland stammende Klarinetist präsentiert ein Soloprogramm mit Werken von Bach, Debussy, Strawinski und mit traditioneller Klezmer-Musik.

20. Januar, 19.30 Uhr

Interpretationen III

Lyrik von Paul Celan und zeitgenössische Musik (vgl. Seite 7)

26. Januar, 19.30 Uhr

Zur Person: Dr. Thomas (Graf von) Thun,

Psychologe aus Haindling/Bayern

Der aus böhmischem Uradel stammende Aristokrat ist durch seine Verzichtserklärung auf Rückgabe des Familienbesitzes gegenüber dem tschechischen Staat und die gleichzeitige Forderung nach Entschädigung der Naziopfer in Tschechien bekannt geworden.

Israelische Tänze (Tanzkurs des Vereins der Freunde und Förderer)

Nächste Termine: 17. Januar, 21. Februar, 21. März, jeweils 16-18 Uhr

27. Januar, 20.00 Uhr

Podiumsdiskussion zum „Tag des Gedenkens für die Opfer des Nationalsozialismus“ zum Thema:

Gedenktage: Kontinuität der Auseinandersetzung mit Geschichte oder Rituale politischer Selbstdarstellung?

Veranstaltungsort: Landgericht, Aug.-Bebel-Str.

18. Februar, 19.30

Das Max-Samuel-Haus, die St. Marien Gemeinde zu Rostock und der Kunstdienst der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Mecklenburg laden ein zu einer Führung durch die Ausstellung **Anatoli Lwowitsch Kaplan: Von Riwkele und ihren Leuten** mit Regine Passig, Kunstdienst Rostock, und zu einer anschließenden Lesung jiddischer Literatur von **Scholem Alejchem** und **Mark Rasumy** mit Jürgen Rennert, Kunstdienst Berlin. Veranstaltungsort: Marienkirche (Treffpunkt Südportal)